

**Samstag, 12. Mai 2012**

Ich sitze in der Lounge der KLM im Frankfurter Flughafen – nicht schlecht, aber kein Stecker in erreichbarer Nähe, um dem Laptop Strom zuzuführen. Nun ja, ca. zweieinhalb Stunden macht er's auch alleine, und in gut 40 Minuten muss ich sowieso zum Gate.

Was ist dieses Mal das „geistige Reisegepäck“? Auf der Zugfahrt habe ich das Comic-Büchlein von Guy Delisle, einem Francokanadier, gelesen. Er berichtet unter dem Titel Shenzhen, wie er drei Monate lang in Shenzhen war, um die chinesischen Mitarbeiter einer europäischen Firma zu veranlassen, die Comic-Figuren, die diese unter die Leute bringt, besser als bisher zu zeichnen. Billiger sind sie ja schon... Was er berichtet, ist technisch hübsch gemacht, auch eine Menge von Einfällen. Nur inhaltlich ist es so, dass ich mich – um in seiner Ausdrucksform zu bleiben – als HB-Männchen zeichnen müsste, das an die Decke geht. Da lebt so eine Langnese drei Monate lang unter Chinesen, kann sich trotz Dolmetscherin nicht mit ihnen verständigen, geht aus Frustration ins Fitness-Studio, kriegt immer wieder Schreckliches zu essen (als er gerade wissen will, was das für ein Fleisch sei, fischt er einen ganzen Hühnerkopf aus der Suppe), und bei anderer Gelegenheit taucht auch das Hundefleisch auf. Manchmal hat er den Eindruck, er werde überwacht und verfolgt. Es kommt nie ein richtiger Kontakt zustande, und dass sich seine Dolmetscherin für Paris interessiert (wohin er zurückfliegt), kommt eine halbe Stunde vor seinem Abflug heraus. Ein schönes Beispiel, wie man eine Gesellschaft *nicht* kennen lernt. Er erinnert mich an den deutschen Botschafter in Bischkek, den ich nur einmal vergnügt erlebt habe, als er mir nämlich mitteilen konnte, er gehe nunmehr in Urlaub und anschließend komme er nicht wieder zurück, sondern trete eine andere Stelle an. Dass unser Held im Hotel immer freundlich begrüßt wird, ist ihm lästig, das mangelhafte Englisch gibt ihm Anlass für viel Spott („very Christmas“ bekommt er gewünscht). Immerhin bringen es die Chinesen nach einigen Interventionen seinerseits fertig, eine Figur so zu zeichnen, dass sie nicht mehr schießt. Sarrazin würde sich freuen. Mein Comic-Mitautor Reinhard Alff hat auf diese Weise sein China-Bild gewonnen (wie er mir geschrieben hat), hoffen wir mal, dass es nur ein vorläufiges ist.

In der Realität gibt es ganz andere Probleme. Ich habe ein wenig darüber nachgedacht, weshalb das Modell „Politische Stabilisierung durch Tarifautonomie und Streik“ im

Augenblick auf keinerlei Resonanz stößt. Immerhin hatte es auch im Seminar mit der Luxemburg-Stiftung zustimmendes Kopfnicken und auch Schmunzeln gegeben, doch keiner der Chinesen hatte sich zum Inhalt geäußert. Meine Vermutung: Die Auseinandersetzung um Bo Xilai ist etwas Neues, weil sich eine Person (und seine Unterstützer) offen für politische Inhalte stark machen, die die andern nicht teilen. So etwas tat man bisher immer intern und ohne die Begleitumstände, die sich ja wie ein Krimi darstellen. Eine solche Kontroverse setzt die Einheit der Partei aufs Spiel. Mit dieser Einheit hat man seit rund 33 Jahren gute Erfahrungen gemacht. Vorher, d. h. in der Kulturrevolution war es völlig anders, da gab es viele Arten von „Roten Garden“. Erst recht in den Jahrzehnten vor 1949, wo man wegen des Bürgerkriegs von vorne herein nicht von „Einheit“ sprechen konnte. Viele denken deshalb, es stehe sehr viel auf dem Spiel; „China durchläuft derzeit eine sehr schwierige Zeit“ hieß es zu Beginn des Gesprächs im Institut für Industrielle Beziehungen bei Li Deqi. Wer will da zu denen gehören, die über heiße und kontroverse Themen reden oder gar schreiben und so noch mehr Zwietracht säen oder Öl ins Feuer gießen? Willst Du das gefährdete „Gemeinschaftsgut“ einheitliche Steuerung des Riesenreiches noch weiter in Gefahr bringen und noch mehr Uneinigkeit schaffen? Die Frage wäre zu erwarten. Das wollen die meisten ehrlich nicht, und andere schweigen, weil sie nicht zu den Verlierern gehören möchten. Wenn der Parteitag vorüber und Klarheit geschaffen ist, wird man neu diskutieren können. Ein deutscher Börsendienst meldete übrigens vor wenigen Tagen, der für Ende September vorgesehene Parteitag werde um einige Wochen verlegt „wegen Uneinigkeit über Zusammensetzung und inhaltliche Ausrichtung des Politbüros“. Ob was dran ist, kann ich nicht beurteilen.

Eine andere Arbeitshypothese ist mir noch gekommen. Ich hatte ja mit einer Gruppe Studenten in Changping diskutiert, was man machen könnte, wenn die Temperatur im Sommer 40 Grad erreicht und man ohne Klimaanlage in den Zimmern für vier bis sechs Personen nicht schlafen kann. Man kann protestieren, klar, insbesondere im Internet. Ein bewegliches Klimagerät kaufen und anschließen ging nicht, weil das die elektrischen Leitungen nicht aushalten würden. Ich hatte vorgeschlagen, einfach nicht mehr in die Vorlesungen zu gehen und sich irgendwo in den Schatten zu setzen und ein Buch zu lesen. Das verfiel ganz klar der Ablehnung. Die Vorlesungen boykottieren? Nein, das ging nicht, man würde ja den Stoff versäumen; auch wisse man nicht, ob da nicht das Examen in Gefahr gerate. Nun meine Arbeitshypothese: Jeder nicht-verbale Protest, jedes „Aus-der-Rolle-Fallen“ gehört nicht zu den in Erwägung gezogenen Verhaltensweisen. Immerhin gab es bei

Foxconn eine ganze Reihe von Selbstmorden, bevor es auch zu einem Streik kam. Die Schwelle für ein solches Verhalten war also nicht nur bei meinen Studenten ganz außerordentlich hoch. Wenn man nun einen Streik zulässt – und sei es auch nur unter gewerkschaftlicher Führung und unter ganz bestimmten Voraussetzungen – so senkt man diese Schwelle entscheidend ab. Wenn man im Fall X die Arbeit verweigern und ein derart neuartiges Verhalten praktizieren darf, tut man es vielleicht auch im Fall Y, den der Gesetzgeber nicht im Sinn hatte. In jedem Chinesen steckt auch ein kleiner Anarcho. Ist es da für die Regierung nicht verführerisch, es bei der bisherigen Rechtslage zu belassen? Wenn die Streikenden sich gegen unerträgliche Bedingungen wehren, kann man dies ja unterstützen, wie man es zum Teil in Guangdong gemacht hat; zumindest verzichtet man auf Sanktionen, die nach geltendem Recht möglich wären.

Ich bin gespannt, was andere Leute, insbesondere die beim Institut für Marxismus in Shanghai dazu sagen.

Der KLM-Flieger bekam in Frankfurt erst spät eine Starterlaubnis, so dass wir mit rund einer Stunde Verspätung in Amsterdam ankamen. Langer eiliger Fußmarsch von der äußersten Ecke des Teiles B zum Gate F 8; es ist gut bezeichnet, aber sehr weit. Ich komme durchaus noch rechtzeitig; dort findet nochmals die Kontrolle auf mitgeführte gefährliche Gegenstände statt.

Im Flugzeug habe ich einen chinesischen Nachbarn, der sich als recht nett herausstellt, obwohl sein Englisch einige Mühe macht. Er ist Chemiker, bei einer Schweizer Firma als Leder-Spezialist tätig (also so eine Art verwissenschaftlichter Gerber). Er kommt gerade aus Leinfelden bei Stuttgart, wo die Firma einen Sitz hat, und fliegt nach Shanghai, wo sie einen weiteren hat. Er ist zwei bis vier Wochen an jedem Ort und sorgt für Qualität; ganz genau habe ich es nicht begriffen. Der Name der Firma hört sich wie „Cotta“ an, doch das ist ein alter Verlag, keine Gerberei, und am Ende stellt sich heraus, dass die Firma „Clariant“ heißt.

Er würde sich gerne selbständig machen, doch hat sich bisher keine Gelegenheit ergeben. Die Nachfrage in China nach Lederwaren würde langfristig steigen, man wolle auch welche aus Europa. Wie man Geld bekomme, das man für ein selbständiges Geschäft brauche, will ich wissen. Nicht von der Bank, da müsse die Familie einspringen. Er hat einen Onkel, der sehr reich ist (Es gebe da eine Zeitschrift mit einer Liste besonders reicher Leute - gemeint wohl:

Forbes -, da müsse er eigentlich drinstehen, aber die sei ungenau, weshalb er nicht auftauche) und der ihm Geld leihen würde. Das Grundkapital müsse man nur drei Monate zur Verfügung haben, dann könne man die Hälfte wieder abziehen und der Familie zurückgeben. Ob das typisch sei, will ich wissen, dass man als „Start-up“ keine Bankkredite einplane. Ja, das sei so; ich hätte auch Recht, dass bei anderen Unternehmen die Eigenkapitalquote bei 80 % liege. Nur große Staatsunternehmen würden Bankkredite in Anspruch nehmen. Das scheint mir ein bisschen übertrieben, aber ganz falsch ist es offensichtlich nicht. Man könne als Händler seine Ware auf bestimmten Plattformen im Internet anbieten, das koste pro Jahr nicht mehr als 2000 bis 3000 Euro.

Er ist – wie sich im Laufe des Gesprächs herausstellt – erst 29 Jahre alt, verdient „gut“, hat sich in der Nähe von Shanghai eine Wohnung gekauft und zusammen mit seiner Freundin auch ein Auto. Zhu Rongzhi, den früheren Ministerpräsidenten, mag er, nicht aber Wen Jiabao; der täte zu wenig gegen die hohen Wohnungspreise in Shanghai. Ich erzähle ihm ein bisschen von den Maßnahmen (dass man z. B. eine Zweit- oder Drittwohnung nicht fremd finanzieren dürfe), aber die Preise seien trotzdem zu hoch. Der Vergleich mit Paris, London und New York (wo es zum Teil noch teurer ist) leuchtet ihm eher ein. Ungerecht findet er auch, dass man den Bauern das Land wegnimmt, wenn eine Stadt sich ausdehnt und dadurch Staatseigentum an Grund und Boden entsteht. In seiner Heimatgemeinde hätten alle den gleichen Namen (in Dußlingen gibt es das mit den Schellings und Kletts ansatzweise auch), das Land gehöre ihnen, da müsse der Gesetzgeber gegen einen Entzug vorgehen. Er ist im Übrigen Mitglied in der Partei. Ich konfrontiere ihn mit der These vom „Lastenausgleich“ zwischen denen, die aus der aktuellen Entwicklung gewonnen, und denen, die verloren hatten. Als ich Deng Xiao Ping zitiere, lächelt er ein wenig. Nein, man könne nicht alle reich machen, aber man könne dafür sorgen, dass die Grundbedürfnisse eines jeden Menschen befriedigt werden: Essen, Trinken, Kleidung (nicht gerade Luxusklamotten), eine Wohnung, eine Arbeit, eine umfassende Sozialversicherung. Das neue Sozialversicherungsgesetz hätte den Bauern gegen ganz geringes Entgelt eine Krankenversicherung gebracht, die 80 % der Krankheitskosten decke. Ich hatte das Gesetz nicht so verstanden, aber er erzählt sehr genau von der Praxis. Auch habe er ebenso wie seine Freundin wieder den dörflichen Hukou angenommen: Auf diese Weise komme er in den Genuss der günstigen Sozialversicherung, außerdem seien auf dem Land zwei Kinder erlaubt. Wenn man über die gesetzlich zulässige Zahl hinausgehe, müsse man zwei Jahresgehälter als Strafe zahlen; das sei schon eine ganze

Menge. Also ist er jetzt eine Art Wanderarbeitnehmer, jedenfalls wird er so in die Statistik eingehen.

Zu meiner These über Bo Xilai und die gefährdete Einheit sagt er nicht viel. Er wundert sich nur, was ich so alles wisse, sonst hätten die Ausländer viel weniger Informationen gehabt.

Es gibt eine Menge Rotwein, und ich schlafe so ca. 3 bis 4 Stunden, dann gibt es Frühstück. Genügend Kaffee, Yoghurt, Brötchen, Obst – das Omelett lasse ich mehr oder weniger stehen.

### **Sonntag, 13. Mai**

Wir sind pünktlich um 10 Uhr Ortszeit in Shanghai, es geht sehr schnell mit Passkontrolle und Zoll. Herr Kong ist da, ich erkenne ihn sofort; er weiß natürlich nicht, dass er mittlerweile als der Chauffeur, der plötzlich kein Deutsch und Englisch mehr verstand und so Widerstand leistete, in die Schilderung der chinesischen Arbeitsbeziehungen eingegangen ist. Bei mir verstand er dann eine Mischung zwischen Deutsch und Chinesisch; jedenfalls war klar, dass ich ein „Diensthandy“ samt Aufladekabel bekam und er mir erklären musste, wie man damit telefoniert („da diānhua“, wörtlich: das Telefon schlagen, aber in welcher Tonhöhe man das „da“ spricht, wusste ich nicht mehr). Es hat aber ganz gut geklappt.

Im Hotelzimmer richte ich mich erstmal ein. Gegen halb zwei ruft Wang Beimin an und wir vereinbaren ein Treffen um vier. Die dadurch gewonnene Ruhezeit ist allerdings keine solche, da es im Hotel Bauarbeiten gibt, die einen Riesenlärm verursachen. Dann ist es vier. Sie sieht ganz gut aus und ist munter; wir haben uns einige Jahre nicht mehr gesehen. Wir fahren zum Bund, gehen ca. eine Stunde spazieren; sie hat zwei Schirme mitgebracht, was aber auch nötig ist. Die höchsten Gebäude in Pudong auf der anderen Seite des Huangpo verschwinden an der Spitze im Nebel. Anschließend gehen wir in ein Café, das man sich seiner Terrasse wegen für schönes Wetter merken muss (nicht weit vom Peace Hotel). Wir reden über vieles, auch über die mitgebrachten Fragen. Die Geschichte mit Bo Xilai sei ein Machtkampf. Wohl mit dem Nachfolger Hus, also Xi Jinping. Was genau passiert sei, könne man nicht sagen. Zu der „Einheitsthese“ will sie nicht so recht Stellung nehmen. Ähnlich mit dem Streik als erlaubter oder nicht erlaubter Regelverletzung. Es sei schon richtig, dass bei Foxconn erst die Selbstmorde passiert seien und dann erst gestreikt worden sei. Über die Stiftung reden wir nicht; nur dass mir die Island-Wolke damals gar nicht so unwillkommen gewesen sei, damit

ich nicht hätte in der Jugendherberge übernachten müssen (wo ich dann nicht schlafe, so dass ich am nächsten Tag ziemlich kaputt bin). Interessant ihre Mitteilung, nach einer Entschließung des Nationalen Volkskongresses oder der Politischen Konsultativkonferenz solle im zweiten Halbjahr ein Gesetzentwurf zum „Lastenausgleich“ erarbeitet werden. Da könnte man durchaus was machen und unsere Erfahrungen einbringen. Sie will wissen, wie ich die Zukunft Chinas einschätze. Sie meint, man tue zu wenig in Sachen Umweltschutz. Auch könne man nie sicher sein, dass nicht in Lebensmitteln irgendwelche Giftstoffe mitverarbeitet seien, damit die Produktion billiger werde. Das sei eben eine Folge der Marktwirtschaft, meine ich. Man könne entweder „Reformhäuser“ mit garantiert guten Produkten einrichten (die seien aber teurer, sagt sie zu Recht, dann könnten da nur die relativ Reichen einkaufen) oder eben die Kontrollen verschärfen. In Shanghai gebe es Kontrollteams, die Gesetzeswidrigkeiten aufspüren würden. Aber sie hätten wohl nicht genügend Leute, meine ich.

Wir fahren zum Hotel zurück, weil dort Catrina Schläger um halb sieben wartet. Sie lobt ihre chinesischen Mitarbeiter („auf alle kann man sich hundertprozentig verlassen“); Wang Beimín geht nach Hause zu ihrer Familie. Vorher bringt sie uns noch zu einer Gaststätte. Catrina hat schon ordentlich Chinesisch gelernt, die Verständigung mit der Bedienung klappt. Da ich alles verstehe, ist es vielleicht noch kein so ganz echtes Chinesisch, aber es erfüllt seinen Zweck. Vier Monate ist sie jetzt hier, Rudi Traub hat ihr im Januar die Geschäfte übergeben.

Ich erzähle viel von meinen Erfahrungen an der Uni in Beijing. Dass ich Verständnis für das Bestreben der Chinesen habe, ihren eigenen Studiengang aufzubauen, vollzieht sie nach; bei der vergleichbaren Shanghaier International Business School sei es anders, es gebe gleichermaßen chinesische und ausländische Professoren, die für mehrere Jahre da seien.

Sie kann morgen nicht zum Institut für Marxismus mitkommen, da sie einer Vorladung zu einem „Kontrollteam“ folgen muss. Dieses werfe der Stiftung vor, ungenehmigt Broschüren veröffentlicht zu haben. Dies gelte insbesondere für eine Publikation einer kleinen NGO, die für Wanderarbeitnehmer bestimmt sei und Lebensrezepte wie auch Hinweise enthalte, wie man sich Rechtsrat hole. Von einem Registrierungsverfahren (das es für Bücher in der Tat gibt) hatte sie noch nichts gehört. Lange Diskussion; ich erzähle von meinen Erfahrungen mit der Ausländerpolizei in der Bei Wai 2006. Entscheidend sei, ob Vertrauen bestünde, dass man nicht etwa die bestehenden Verhältnisse unterminieren wolle, sondern es einem um ein

besseres China gehe. Dabei spiele es eine wichtige Rolle, dass man einen chinesischen Fürsprecher habe, der eine entsprechende Einschätzung abgebe. Das lässt sich ersichtlich machen, denn der wichtigste Partner, ein think tank, wird vom Bruder des chinesischen Außenministers geleitet. Sie hat schon mit ihm Mittag gegessen und will ihn diese Woche nach dem morgigen Gespräch wieder treffen. Ihre Aufgabe ist ganz schön schwierig; wenn man erst so kurz da ist wie sie, kann man noch kein richtiges Vertrauensverhältnis aufgebaut haben.

Von „Lastenausgleich“ in Deutschland hat sie wie die gesamte jüngere Generation noch nichts gehört, findet die Idee aber prima, darüber mal was zu machen.

Ich hätte beinahe vergessen, ihr das mitgebrachte Buch über den Abstieg Europas von Sandschneider zu übergeben; sie freut sich ersichtlich. Wir kommen wegen des Buches von Guy Delisle auf Comics zu sprechen; ich erzähle ihr zwei unserer Geschichten aus dem Leben eines Betriebsrats und sie findet das köstlich; irgendwie scheint sie mir das nicht zugetraut zu haben. Scheine ja eher ein an ernsten Fragen interessierter Mensch zu sein, und da passen Comics nicht dazu. Sie muss um 9 Uhr zu Hause sein, weil eine Schneiderin zur Anprobe kommt.

Als ich im Hotel gerade eingeschlafen bin, klingelt das Telefon. Herta ist am Apparat, direkt aus Almaty. Mit dem Weiterschlafen ist es aus, obwohl Herta meinen schläfrigen Zustand merkt und das Gespräch schnell beendet.

### **Montag, 14. Mai**

Ich wache um Viertel vor 9 auf und hoffe, dass es auch nach 9 Uhr noch Frühstück gibt. Ich schaffe es gerade rechtzeitig, aber es geht bis 9 Uhr 30. Die (beinahe) leer gegessenen Teller werden verdächtig schnell abgeräumt, aber um 9 Uhr 15 kommt noch ein Pärchen. In der Frühe geht es aber erst um 6 Uhr 30 los, so dass ich morgen wegen Hangzhou aufs Frühstück verzichten muss.

Um 10 Uhr 45 werde ich abgeholt. Catrina kommt persönlich und strahlt; das Gespräch mit dem Kontrollteam ist sehr positiv verlaufen. Ersichtlich keine Gefahr. Auch Wang Beimín ist dabei. Wir fahren zur Tongji, sind viel zu früh da und gehen noch etwas spazieren. Das

Institut für Marxismus liegt an einer sehr schönen Ecke des Campus, ich habe sie früher noch nie gesehen. Auch das Gebäude ist neu.

Anschließend beginnt das Ganze mit dem Mittagessen – mir eigentlich unsympathisch, denn erst will ich immer die Arbeit hinter mir haben und dann kann man gemütlich Mittag essen. Auch ist Vortrag mit vollem Bauch nicht besonders erfolgversprechend – ich nehme mir vor, nur sehr zurückhaltend zuzugreifen. Gastgeber ist Prof. Ding, Leiter des Instituts, früher mal an der Shanghaier Parteihochschule. Viel small talk, er erzählt von der Konsultation per Internet. Aber wie ist es, wenn die so verlaubliche Volksmeinung in Widerspruch zu gewichtigen Unternehmerinteressen gerät? Da wird man vergeblich nach einer Antwort suchen (die ja auch schwer zu finden ist). Es ist der erste Kontakt mit der Ebert-Stiftung; mal schauen, ob sie an meinem Vortrag Gefallen finden.

Ich kann Deutsch reden; alles wird von der sympathischen Frau Fang konsekutiv übersetzt. Die Akustik ist schlecht, weil alles, was sie sagt, irgendwie einen Widerhall produziert. Außerdem gibt es von Zeit zu Zeit einen richtigen Knaller; ich bekomme erst allmählich raus, dass der damit zusammenhängt, dass ich ein Mikro samt „Batteriestation“ habe; wenn man diese berührt, kracht es ganz fürchterlich. Ich nehme mich sehr zusammen und minimiere die Berührungen, aber einmal passiert es doch noch.

Ich hatte Thesen eingereicht, die ich jetzt ein wenig ausbaue, das Ganze dauert so 50 Minuten. Catrina überrascht mit ihren Einführungsworten. Sie sei in der Nähe der innerdeutschen Grenze aufgewachsen, aber auf westlichem Territorium. So mit 7 oder 8 Jahren hätte sie ihren Vater gefragt, was denn der Unterschied zwischen uns und denen auf der anderen Seite der Grenze sei. Wir würden immer nur an das „Ich“ denken und dort denke man an das „Wir“, sei die Antwort gewesen. Ich habe 1959/1960 in Berlin studiert, war oft im „Demokratischen Sektor“, und da war „der Schritt vom Ich zum Wir“ ein großes Thema. Das hier wiederzufinden, hätte ich von einer FES-Vertreterin nicht erwartet; ob es Zufall ist oder eine bewusste Wahl? Immerhin war sie ja durch das Gespräch heute früh (vor dem sie verständlicherweise etwas Angst hatte) „im Frieden“ mit dem Sozialismus.

Ich beschreibe in meinem Referat die Rolle der Gewerkschaften im Kapitalismus und stelle dann einfach viele Fragen, ob das alles nicht auch in der sozialistischen Marktwirtschaft gelten könne. Die Übersetzung klappt eigentlich immer, mit Ausnahme meiner Aussage, dass

der kapitalistische Staat die gemeinsamen Geschäfte der Bourgeoisie betreibe. Eines der wenigen Marx-Zitate, aber da hakt's, und ich muss neu formulieren.

In der Diskussion viele im Grunde willkommene Fragen. Niemand spricht sich gegen das Streikrecht aus, andererseits gibt es auch kein ausdrückliches Bekenntnis dafür. Nun ja, es ist ja ein heikler Gegenstand. Man hat nicht den Eindruck, dass man sich im Bereich einer an den Rand gedrängten Gruppe befindet – vielleicht liegt es auch am schönen Gebäude, dass der Eindruck ein anderer ist als beim Seminar der Luxemburg-Stiftung in Beijing. Die Restriktionen der Diskussionen, die sich durch die Bo Xilai Affäre ergeben, lassen sich nicht thematisieren; es wäre irgendwie deplaziert gewesen. Wie verhalten sich Gewerkschaften und Parteien zueinander im Westen? Ich werde meine These los, dass die führende Rolle der Partei durch eine Beschränkung der unternehmerischen Autonomie nicht in Frage gestellt werde. Was bedeutet die Streikgarantie? wird weiter gefragt. Kann man nicht zwischen staatlichen Unternehmen, bei denen der Profit eine geringere Rolle spiele, und den privaten unterscheiden? Kann es unabhängige Gewerkschaften geben, wenn diese von den Unternehmen und vom Staat finanziert würden? Kann man Umverteilung durch das Steuersystem bewirken? Eine Rednerin meint, wenn mein Bart noch etwas länger werde, könnte man mich mit Friedrich Engels verwechseln. Sie erinnert durchaus zu Recht an die Wanderarbeitnehmer und die Bauern, denen man viel zu wenig Aufmerksamkeit schenke. Wie die Managergehälter bei der Deutschen Bahn aussehen würden, die doch ein Staatsunternehmen sei? will ein älterer Kollege wissen, der ein Jahr in Deutschland verbracht hat.

Am Ende freut sich die Ebert-Stiftung über den Wunsch des Institutsdirektors, solche Veranstaltungen auch in Zukunft durchzuführen; die heutige sei nur ein Anfang gewesen. Er erwähnt ausdrücklich mein Konfuzius-Zitat und die andere Haltung des Besser-Wessis; das hat ihm ersichtlich gefallen. Man trennt sich mit vielen guten Wünschen; ich bekomme noch ein kleines Geschenk.

Ich werde ins Hotel gebracht und schreibe ein wenig Tagebuch. Gao und Wang Qian wollten zwischen 18 Uhr 30 und 19 Uhr im Hotel sein, stehen aber schon um 18 Uhr auf der Matte. Wir fahren in ein vegetarisches Restaurant, eine gute Idee. Ich habe beiden eher amüsante Bücher über Juristen und eine Langnese in China mitgebracht, was ihnen durchaus gefällt,

Wir vervollständigen unsere jeweiligen Kenntnisse über Bo Xilai. Meine These, dass man nicht noch mehr Uneinigkeit schaffen wolle und deshalb derzeit mit brisanten Themen sehr vorsichtig sei, wird von beiden geteilt. In der Sache selbst einige interessante Einschätzungen. Gao meint, Bo Xilais Politik sei gegen die Reichen gerichtet gewesen. Schließlich gebe es keine größere Firma, die nicht auch mal krumme Dinge gemacht habe; viele hätten deshalb Angst gehabt, dass bei der Verfolgung der „Mafia“ auch sie mal drankommen würden. Die linke Politik wird von beiden eher begrüßt, von Qian mehr als von Gao. Mir sei es genauso gegangen, meine ich. Aber ich hätte ernsthafte Bedenken dagegen, einen Menschen zu Hus Nachfolger oder Nach-Nachfolger zu machen, der seinen Sohn mit 16 nach Eton schickt, dann nach Oxford und anschließend nach Harvard – so wenig Vertrauen in das eigene chinesische Bildungssystem. Mich erinnert das an die Haltung vieler deutscher Gewerkschafter, die die eigenen Leute viel geringer einschätzen als die der Gegenseite. Neues Detail: Bo habe seine Mitarbeiter nachts um 1 Uhr zu sich befohlen, wenn er nicht schlafen konnte; genauso habe es Mao gemacht. Die Sache mit den revolutionären Liedern hatte eine sehr viel breitere Wirkung als mir bewusst war. In Shanghai habe es Wettbewerbe gegeben, wer z. B. von den Studenten der einzelnen Hochschulen am besten „Der Osten ist rot“ singe; auch die Tongji habe sich daran beteiligt. Ungefähr ein Jahr habe die Kampagne gedauert. Ich meine, Lieder möge man oder man möge sie nicht, das könne man nicht befehlen. Bei uns gebe es einen faktischen Konformismus in der anderen Richtung. Zwei Millionen Klicks bei der DDR-Hymne und drei Millionen bei Hasta siempre Comandante – und ich würde niemand kennen, der so was höre; niemand traue sich, sich dazu zu bekennen.

Ich erzähle die Geschichte von den Studenten und der fehlenden Klimaanlage bei 40 Grad. Qian sagt, ein Vorlesungsstreik sei eine gefährliche Sache. Sie bringt eine Erfahrung ein, die mich einigermaßen beeindruckt. In Nanjing, wo sie studiert hat, gibt es einen Uni-Campus in der Stadt und einen anderen irgendwo draußen. Den Studenten hatte man bei Beginn ihres Studiums versprochen, nur zwei Jahre auf dem ungeliebten Außenposten bleiben zu müssen. Das wurde nicht eingehalten. Also beschlossen sie, in den Stadtcampus zu fahren und dort vor dem Rektoratsgebäude zu protestieren. Viele hätten das gemacht; sie selbst sei krank gewesen und sei deshalb nicht mitgefahren. Sie hätten einige Transparente mitgenommen. Die Sache sei erfolglos gewesen und einige der „Anführer“ seien von der Uni verwiesen worden. Sie ist darüber mit Recht noch heute empört. Mich erinnert das ein bisschen an die Aktion gegen Springer in Esslingen nach dem Attentat auf Rudi Dutschke: Die Polizei hatte alle Autos aufgeschrieben, die in der Nähe geparkt hatten, und viele aus Tübingen hatten dann einen

Prozess wegen Landfriedensbruchs an den Hals gekriegt. Ich war damals zwar nicht krank, aber hatte irgendwie das Gefühl, das könne richtig gefährlich werden, und fuhr deshalb nicht hin. Mit so einem Ermittlungsverfahren, erst recht bei einer Verurteilung, wäre ich nie nach Bremen berufen worden. Nun gut, so kommt man individuell davon, aber die Vaterlandsliebe stärkt es nicht gerade; weder in China noch in Deutschland.

Die Auseinandersetzung an der CESL zwischen Bruha und Fang Liufang interessiert beide sehr stark. Fang Liufang sei im ganzen Land bekannt. Gao kennt auch Bruha, weil er ein anderes deutsch-chinesisches Projekt evaluieren musste. Er ist auch gegen das Modell der „flying faculty“; sie haben an der Tongji einen deutschen Kollegen, der fast jeden zweiten unter seinen Studenten so weit qualifiziert hat, dass er als Doktorand nach Deutschland fahren konnte. Aber das setzt längerfristige Anwesenheit voraus.

Spannende Diskussion über den Datenschutz. Wenn man in China eine „Verwarnung“ als Student an der Uni bekommt, verfolgt einen das ein Leben lang; bei uns ist es auf das Hochschulverhältnis beschränkt und geht einen künftigen Arbeitgeber nichts an. Eine große Bank hat nicht nur Adressen verkauft, sondern auch gleich die Kontodaten mit; darauf hatte sich wohl auch Fang Liufang gestützt. Darüber gab es einige Aufregung in der Öffentlichkeit. Auch bekomme man dauernd Anrufe, wie man sein Geld anlegen könne; eine Frau, bei der der Arzt eine Schwangerschaft diagnostiziert habe, erhalte ziemlich schnell Angebote für Babykleidung. Also auf in den Kampf; da lässt sich vielleicht einiges bewegen. Wir kommen aufs deutsche Call-Center zu sprechen. Ich erzähle den Fall bei der Telekom: An fünf von sieben Tagen werden alle Gespräche aufgezeichnet, dann einige ausgewertet. Man kann das keyword spotting praktizieren und die Emotionsanalyse. Ich erzähle, wie das ein Betriebsratsmitglied in einem Seminar geschildert hatte, aber dann einen Rückzieher machte, als ich Presse und WDR-Fernsehen eingeschaltet hatte: Das Call-Center wäre sonst als erstes zugemacht worden. „In Deutschland ist es auch nicht besser als in China“ war die Reaktion. Wohl wahr.

Qian hat mir noch ein paar Süßigkeiten und ihr Buch samt Widmung mitgebracht. Irgendwie verstehen wir drei uns unheimlich gut.

## **Dienstag, 15. Mai**

Ich habe den Wecker auf 5 Uhr 45 gestellt und wache ungefähr zehn Sekunden vorher auf, obwohl ich wieder erst irgendwann gegen 2 Uhr eingeschlafen bin.

Zum Frühstück mache ich mir einen Nescafé. Es klappt mit dem heißen Wasser. Pünktlich um 6 Uhr 30 bin ich unten; Catrina und Kong sind schon da, Wolfgang Müller kommt nach fünf Minuten. Wir fahren zum Flughafen Pudong (der auf dem Weg liegt), um dort Jochen Homburg von der IG Metall, den Dritten im Bunde, abzuholen. Das Flugzeug hat keine Verspätung, weshalb wir nur relativ kurz warten und dabei Kaffee trinken und ein bisschen was essen.

Auf der Fahrt nach Hangzhou eingehende Gespräche über die Tarifrunde. Jochen meint, man bereite wirklich auch einen sog. Erzwingungsstreik vor. Die Tatsache, dass Huber gesagt hatte, man sei in der Automobilindustrie und im Maschinenbau streikunfähig, weil man die Auswirkungen in anderen Betrieben nicht auffangen könne, hält er für überholt. Es sei wirklich Zeit, mal wieder richtig zu streiken; Huber habe gesagt, wer glaube, die Kassen der IG Metall seien leer, habe ich gründlich getäuscht. Mal sehen, was aus der Sache wird. Die Mitbestimmung beim Einsatz von Leiharbeitern sei am schwersten durchzusetzen. Ich meine, man hätte noch einen draufsetzen müssen und auch die Werkverträge einbeziehen, doch das sei den Betriebsräten nicht zu vermitteln. In Schweden steht es im Gesetz; warum sollte man das nicht auch bei uns machen können? Es versteht doch jeder, dass man eben keinen Tätigkeitsbereich auslagern darf, den man bisher selbst erledigt hat, ohne dass der Betriebsrat zustimmt – doch irgendwie gibt es da Hindernisse und Schwierigkeiten, die aber nicht namhaft gemacht werden. Im Grunde wäre es wohl eine Provokation der Arbeitgeber, würde die IG Metall das tatsächlich verlangen. So hat man aber die Situation, dass selbst ein durchgesetztes Mitbestimmungsrecht beim Einsatz von Leiharbeitern in vielen Fällen dadurch umgangen werden kann, dass der Arbeitgeber eine Drittfirma beauftragt und mit ihr einen Werk- oder Dienstvertrag abschließt.

Unser Gewerkschaftsbiotop nähert sich so langsam Hangzhou, von manchen als schönste Stadt Chinas bezeichnet. 6 Millionen Einwohner, viele Hochhäuser im Zentrum.

Hauptattraktion ist der West Lake, auf dessen einer Seite die Stadt liegt, während es auf der anderen Seite Wald und Hügel hat.

Wir fahren zu einem Gewerkschaftshotel, das auf der Waldseite liegt, Erst gibt es ein Gespräch von eineinhalb Stunden, geführt von drei Vertretern der internationalen Abteilung des Gewerkschaftsbundes von Hangzhou. Alles läuft mit konsekutiver Übersetzung, ein direktes Gespräch ist nicht möglich. Die Angaben über die Provinz Zhejiang, deren Hauptstadt Hangzhou ist, sind recht optimistisch. Von 2005 bis 2011 sei das Durchschnittseinkommen auf das Dreifache gestiegen. Das sind pro Jahr über 40 %, was verdächtig nach einem nicht ganz echten Weltrekord riecht. 70 % der aktiven Bevölkerung seien in der Gewerkschaft organisiert. Auch das ist höchst hervorragend und weit über dem chinesischen Durchschnitt. Die sog. Schattenbanken (Wolfgang Müller fragt danach), die den vielen Privatunternehmen Kredite gegeben hätten, die sie von den staatlichen Banken nicht bekamen, seien mittlerweile verboten und aufgelöst. Die einheimische Industrie sei sehr stark auf den Export ausgerichtet. Ich will wissen, wie man durch die Krise gekommen sei. Da seien viele Unternehmen bankrott gegangen (aber offensichtlich hat die Wiederauferstehung ganz gut geklappt). Das Bild ist ein allzu schönes, aber das kann man natürlich nicht sagen; auch das Nachfragen ist in der Gruppe erschwert. Ich merke, welche Vorteile Gespräche zu zweit oder zu dritt haben; da kann man Dinge zu Ende klären (was auch bedeuten kann, dass man definitiv keine Antwort bekommt), hier geht das nicht. Man bleibt bei Halbwissen stehen. Hätte ich beispielsweise nachgehakt, dass die Bankrottfälle doch eigentlich das Durchschnittseinkommen nach unten gedrückt haben müssten, hätte ich die gute Atmosphäre gestört und wahrscheinlich zur Antwort bekommen, ich hätte Recht, aber trotzdem stehe man jetzt eben drei Mal besser als 2005 da. Im Übrigen werden Freundlichkeiten ausgetauscht, was für die weitere Zusammenarbeit mit der Stiftung sicherlich von Nutzen ist. Meinem Wissen über China kann ich auch beim Mittagessen keine Mosaiksteinchen hinzufügen, denn es geht im gleichen Stil weiter.

Nach dem Essen ein Spaziergang im Park. Ich rede mit Wolfgang Müller über China. Er ist viel offener und objektiver als ich es aufgrund des Papiers vermutet hatte, das er mal für den isw-Report geschrieben hatte. Er war Anfang der Siebziger Jahre zwei Jahre als „Außenstelle“ und Verbindungsmann des KBW in Beijing. In dieser Zeit war er beim Pekinger Rundfunk angestellt, wo er für das deutsche Programm die schwülstigen politischen Erklärungen in eine Form bringen musste, die man über das Radio verlesen konnte. Das Gleiche hat Manuel Cebulla bei Radio Tirana gemacht, der jetzt über Datenschutz in Bremen promovieren will. Seit jener Zeit kennt Müller insbesondere einige Künstler, die es mittlerweile sehr weit gebracht haben. Nach seiner Kenntnis liefen die Streiks 2010/2011 in Guangdong ganz

ähnlich wie die vietnamesischen, Streikführer traten selten in Erscheinung. Er hat Chinesisch gelernt, kann es aber nicht perfekt. Gleichwohl wäre ich froh, wenn ich es so könnte. China sei ein staatskapitalistisches Land, funktioniere genauso wie die übrigen kapitalistischen Länder. Ich meine, der Anspruch sei ein anderer, und auf den könne man sich bei vielen Gelegenheiten berufen. Und außerdem gebe es Überlegungen wie die Forderung nach dem „Lastenausgleich“, die man in anderen kapitalistischen Ländern nicht finde. Dabei gehe es ja nicht um eine Katastrophenbewältigung wie bei uns nach dem Zweiten Weltkrieg, sondern um die dezidierte Beseitigung von Folgen der Marktwirtschaft. Das waren nur so spontane Argumente; man könnte sicher mehr und bessere finden.

Am See gibt es viele Boote, die wie ein Haus aussehen, eines wie ein Palast. Wie war das doch mit dem chinesischen Kaiser? Man lud ihn in einen Palast zu einer Feier ein, aber der Palast war in Wirklichkeit ein Schiff und das überquerte das Meer, während er weiter feierte. Daher der Spruch: Den Himmel täuschend das Meer überqueren. So sind die Chinesen nach Afrika gekommen und so kommen sie wirtschaftlich an die Weltspitze. Wolfgang Müller kennt den Spruch, auch die Strategeme von Harro v. Senger, hat aber keine dezidierte Meinung dazu.

Wir fahren mit einem Schiff, das aussieht wie ein Haus. Im See darf niemand schwimmen, das ist verboten; auch Surfer brauchen eine Genehmigung, sonst wäre der West Lake dauernd überfüllt. Wenn ein Surfer ins Wasser fällt, darf er sich aber schon wieder schwimmend auf sein Brett retten. Schöner Blick auf die Stadt. Kein blauer Himmel, aber eine frische Brise. Zwei Dämme mit je einer Brücke in der Mitte teilen den See. Sie sind über tausend Jahre alt. Mit ihnen verbinden sich viele Liebesgeschichten.

Anschließend Rückfahrt nach Shanghai. Viele Staus in Hangzhou; wir hängen etwas müde im Wagen herum. Gegen halb sieben sind wir im City Hotel in Shanghai. Zum geplanten Abendessen gehe ich nicht mit; zwei Mal essen will ich nicht, außerdem will ich noch Haichen kontaktieren. Dies gelingt mir mit dem Diensthandy der Stiftung nach einigen Schwierigkeiten auch. Sie ist ja seit gestern in Shanghai, hat mich angemailt, ich solle mich melden. Aber sie ist noch bei der Arbeit und will erst mal sehen, was für den Chef heute Abend noch zu erledigen ist. Das ist eine Menge, so dass es mit einem Treffen nichts wird. Wir reden über den Sinn von „Arbeit total“, was sie ja bei McKenzie effektiv praktiziert. Klar ist, dass sie das nicht bis zum 65. Lebensjahr machen wird, ebenso klar, dass ich auch

schrecklich viel arbeite und insoweit ein schlechter Kritiker bin. Wenn es auch ein bisschen Spaß macht, kann man es schon einige Zeit tun. Wir beschließen, dass wir uns in Deutschland treffen; sie meldet sich Ende des Monats, wenn sie wieder von Shanghai zurück ist. Dann müssen wir auch über das Arbeiten reden, und auch in der Politik hat sich einiges getan. Schade, dass es heute Abend nichts mit einem Treffen wird; ich bin plötzlich wieder ganz wach. Ein bisschen habe ich ein schlechtes Gewissen, dass ich nicht beim Abendessen der andern bin, aber immer bloß essen... Und das Tagebuch Schreiben hat auch seinen Reiz.

### **Mittwoch, 16. Mai**

Angenehmes Frühstück im Hotel, so um 8 Uhr. Dann Koffer Packen, E-Mails erledigen; um 10 Uhr 30 kommt ein FES-Praktikant, Benjamin Schwarz, um mich zum Hauptbahnhof zu bringen. Wir nehmen ein Taxi, sind schon eine Stunde vor Abfahrt da. Zunächst gibt's am Eingang eine Kofferkontrolle, ähnlich wie am Flughafen, aber sehr viel großzügiger. Mein Messer gerät nicht in Gefahr. Wir gehen – der Zugnummer folgend – zu einem großen Wartesaal. Er soll mich bis zum Zug bringen. Er studiert Politik und Sinologie, aber mit dem Chinesischen hapert's ersichtlich noch. Immerhin bringt er raus, dass es Zeit ist, auf den Bahnsteig zu gehen, wenn die Zugnummer grün aufleuchtet. Wir reden über dies und das. Schließlich sind wir dran; ich sitze im Wagen Nr. 1 auf einem Sitz, ähnlich der Business-Klasse im Flugzeug. Einige Sitze kann man auch langziehen und so in die Schräge bringen, damit man besser schlafen kann. Bei meinem Sitz ist das aber nicht der Fall – ersichtlich sind die andern so eine Art Eins plus – Klasse.

Nach eineinhalb Stunden im gut klimatisierten Wagen ist der Zug trotz drei Zwischenhalten schon in Nanjing. Ich werde am Ausgang von einem Studenten erwartet, der ungewöhnlich gut Deutsch spricht. Er hat unter "Wolfgang Däubler" gegoogelt und ziemlich viel rausgekriegt, einschließlich der Einträge bei Wikipedia, nicht aber meine Tätigkeit bei der China-EU School of Law. Ich sei bekannt bei den Studenten wegen dreier Eigenschaften: Wegen meiner Frisur, wegen meiner langsamen Sprechweise (die sie gut finden, weil sie's dann besser verstehen) und wegen meiner bekannten Frau. Bei letzterem zögert er etwas, mir das zu sagen. Franzen ist bei den Studenten gut angekommen, Deinert liegt schon länger zurück, da sei er, Wu, noch Anfänger gewesen und hätte deshalb nur ganz wenig verstanden.

Das Taxi fährt bis zum Gästehaus; ich bekomme ein anständiges und großes Zimmer mit Internet-Anschluss. Da ich schon zwei Mal hier gewohnt habe – gleicher Stock, gleiche Einrichtung – fühle ich mich direkt wie zu Hause angekommen. Wu Yong sagte mir, um Viertel vor 4 Uhr würde mich Frau Zinser in ihrem Büro erwarten.

Ich finde den nicht ganz unkomplizierten Weg und komme auch an einem Plakat vorbei, das auf meine Veranstaltung hinweist.

Im 11. Stock des großen Gebäudes mit der künstlerisch verfremdeten Kuh neben dem Eingang ist das Institut; Frau Zinser ist da. Sie kriegt von mir das Buch von Sahara Wagenknecht „Freiheit statt Kapitalismus“, sie ist chinesisch höflich, aber ich erkläre ihr, da sei viel drin, was auch auf China passe, der marktwirtschaftliche kreative Sozialismus könne einige Anregungen vermitteln, auch wenn die Verfasserin von China keine große Ahnung habe. Ich bekomme von ihr ihre Dissertation, die bei Peter Lang erschienen ist. Leider wurde sie nur mit cum laude bewertet, was ich sehr ungerecht finde: Sie hat natürlich nicht viel eigene Interpretationen der chinesischen Diskussionskultur unter Juristen entwickelt, aber sie hat sie erstmals dargestellt; ich vermute mal, auch in China gibt es bislang keine entsprechende Arbeit. Nun ja, die Professoren haben halt Recht; sie will deshalb nicht mehr im Wissenschaftsbetrieb bleiben. Das finde ich gar nicht gut. Wir wollen heute Abend noch darüber reden.

Der Vortrag wird von Prof. Zhou moderiert, Arbeitsrechtler an der Uni. Ich erzähle von den Ursachen, weshalb man das Arbeitsrecht nicht beachtet, sowie davon, wie man eine effektive Kontrolle etablieren könnte. Der Schwerpunkt liegt auf einer guten, handlungsfähigen und unabhängigen Arbeitsaufsicht. Ich beschreibe auch die Schwierigkeiten für Arbeitnehmer, einen Prozess zu führen, und die Möglichkeiten der kollektiven Ausübung eines Zurückbehaltungsrechts. Einige Diskussionsbeiträge; von einem Teilnehmer der Business School taucht auch der Einwand auf, ein exzessiver arbeitsrechtlicher Schutz könne die Entwicklung der Unternehmen behindern. Da lässt sich viel dazu sagen. Am Ende meint dann Zhou, ich hätte einiges von meiner „wisdom“ weitergegeben; das ist die schöne Umschreibung für einfache Handlungskonzepte.

Zhou, Frau Zinser und ich gehen zum Abendessen in die „Professorenmensa“ gegenüber dem Gästehaus. Nach gut einer Stunde kommt eine amerikanische Professorin mit Vornamen

Cynthia samt chinesischer Studentin hinzu. Sie will morgen einen Vortrag halten. Sie kommt von der New York University. Zusammen mit zwei Kollegen hat sie schon per Skype Vorträge für chinesische Studenten gehalten. Die Übertragungsqualität war nicht immer perfekt, aber die Idee ist selbstredend gut. Ich solle das auch mal machen, meint Zhou; hätte ich im Grundsatz nichts dagegen, obwohl natürlich die schönen Reisen weitgehend wegfallen würden.

Die New York University plant ihren eigenen Campus in Shanghai; das Programm wird von ihr bestimmt. Im Moment schauen sie sich ersichtlich um, wie es in China im Einzelnen aussieht. Wir diskutieren über industrielle Beziehungen. Cynthia meint, die Gewerkschaften würden die Militanz der Beschäftigten in sich aufnehmen, zu Interessenvertretern werden und dann mit ihrem Niedergang auch die Militanz wieder nach unten ziehen. Für die USA nicht ganz unrealistisch. 8 % der Beschäftigten sind im Privatsektor derzeit noch durch Gewerkschaften und Tarifverträge geschützt. In China sei man noch vor der ersten Stufe, vor dem Aufgreifen der Militanz. Na ja, mich erinnert das an den Klassenkämpfer im Hamsterrad. Aber so ganz unrealistisch ist es natürlich nicht. Und sagt man bei uns nicht: Du glaubst, Du tust was für die Revolution, aber mit dieser Organisation kommt sie bestimmt nicht? Ich gebe meine Einschätzungen zu China zum Besten, so wie ich sie veröffentlicht habe; das könnten sie ja nachlesen, sollte der CIA im Spiele sein. Sie meint, man würde oben viele schöne Reden führen, aber an der Basis würde sich nichts ändern.

Beim Zuhören wird sie etwas müde; sie war 24 Stunden unterwegs. Direktflug Chicago – Shanghai. Ich gehe noch mit Rebecka Zinser in eine Gaststätte, um ein wenig über ihre Zukunft zu reden. Sie möchte ersichtlich wieder zurück nach Deutschland, um Anwältin zu werden. Außerdem hat sie seit neuestem einen Freund, einen Niederländer, der keinerlei Arbeitsbeziehung zu China hat. Daneben hat sie ein Angebot aus Seoul, Assistenzprofessorin zu werden. 5000 bis 6000 Dollar im Monat, 9 Wochenstunden, aber keineswegs das ganze Jahr – das wäre doch eine ausgesprochen schöne Sache. Sie ist aber noch sehr unentschlossen.

Kann man als Europäer in China leben? Man ist natürlich als Professor in einer angenehmen Situation. Ich meine, meine chinesischen Gesprächspartner hätten sehr viel mehr Empathie als die deutschen; man versetze sich stärker in den andern hinein. Das gelte insbesondere für die Frauen; wenn ich 30 Jahre jünger wäre, hätte ich mich schon einige Male verliebt. Bei ihr ist es anders; die chinesischen Männer sagen ihr wenig, es gäbe aber zwei deutsche Kolleginnen,

die hätten einen Chinesen geheiratet. Ich erzähle von Kruppa, dem Deutschlehrer in Beijing, und seinem Kollegen für Latein, die mir beide erklärt hatten, es gäbe nichts Schöneres auf der Welt als Lehrer in China zu sein. Ich würde meine Lehrveranstaltungen sehr viel lieber hier als zu Hause machen. Man finde Interesse für viele Grundsatzfragen, die – als nicht examensrelevant – von unseren Studenten beiseitegeschoben würden. Ja, ich hätte aber eine positive Auswahl von vielleicht 1 % der Studenten, war ihr Einwand; wenn man das eine Prozent in Deutschland zusammenführe, hätte man eine vergleichbare Lernatmosphäre. Mag sein, aber die Erfahrungen der andern bezogen sich nicht unbedingt auf Elite-Studenten. Und man müsse auf die Gesamtleistung der chinesischen Gesellschaft schauen; das Konjunkturprogramm so schnell und wirksam umzusetzen, könne nicht nur das Werk von ein paar klugen Köpfen gewesen sein. Ja, organisieren könnten sie gut, die Chinesen, meinte Frau Zinser, aber das sage wenig für das Leben hier.

Sie mag die Japaner; ich habe mit ihnen große Probleme. Meine Erzählungen über meinen Japanaufenthalt beeindruckten sie wenig, obwohl es eigentlich eine geballte Ladung gegen die japanische Lebensart ist. Wäre bei mir mit China wohl ähnlich. Die Koreaner sind aber so was wie halbe Japaner; das könnte für Seoul sprechen.

Wir reden bis 20 nach 12. Sie hat ihre Wohnung auch im Gästehaus, so dass wir denselben Eingang benutzen müssen. Er ist verschlossen. Innen liegt in etwa 5 m Entfernung der Verantwortliche auf einem Klappbett und schläft. Wir müssen etwas Lärm machen, damit er aufwacht und uns dann effektiv rein lässt.

### **Donnerstag, 17. Mai**

Um 9 Uhr wartet Yong Wu mit dem Fahrer auf mich. Das Frühstück habe ich mit Qians Backwaren und den Nescafe-Tütchen selbst bestritten. Auf der Fahrt zum Flughafen erzählt er mir, dass Udo di Fabio, der Verfassungsrichter, nächste Woche zu einem Vortrag kommt. Das bringt uns aufs Verfassungsgericht zu sprechen. Ich sage alles, was in Deutschland wirklich wichtig sei, werde letztlich vom Verfassungsgericht entschieden. Das sei wie mit dem Supreme Court, meint er. Ich finde, es ist noch ausgeprägter. Er weiß sehr viel über das deutsche System, allerdings nicht, was man unter dem „Dritten Senat“ versteht. Das sind die wissenschaftlichen Mitarbeiter (die die Urteile entwerfen), und mit diesem Insiderwissen wird er di Fabio nächste Woche überraschen. In China gebe es den Spruch, die Struktur sei

dieselbe wie in den USA; jeweils 9 Personen (die Mitglieder des Politbüros bzw. die des Supreme Courts) würden alles Wichtige entscheiden. Ich erinnere an die neun Söhne des Drachen in der chinesischen Mythologie; er sieht aber keinen Zusammenhang. Er will mich unbedingt mal treffen („und Frau Däubler-Gmelin“), wenn er ab Juli ein Jahr lang in Göttingen ist.

Der Flug mit der China Southern von Nanjing nach Guangzhou ist unproblematisch; das Flugzeug bis auf den letzten Platz gefüllt. Ich bin etwas müde und arbeite deshalb nichts. Am Flughafen Guangzhou ist es gefühlte 35 Grad warm; es erwarten mich zwei Studenten von einem Labour Center; einer kann gut Englisch. Sie verfrachten mich in ein Taxi und sagen dem Taxifahrer, wo er hinfahren müsse. Dort würden mich zwei andere Studenten erwarten, die auch das Taxi bezahlen würden. Als das Taxi nach gut einer halben Stunde Fahrt vor dem Hotel hält, sind da zwei Personen. Wir begrüßen uns freundlich, aber dann stellt sich heraus, dass es sich nur um die nächsten Fahrgäste handelt. Vom studentischen Empfangskomitee keine Spur. Ich bezahle und Sorge dafür, dass ich auch mein Gepäck kriege. Im Hotel ist alles soweit in Ordnung; das Zimmer gut klimatisiert. Catrina ist bereits da, ebenso eine Reihe anderer Kongressteilnehmer.

Ich habe drei Stunden Zeit in meinem Zimmer. Wir sind dieses Mal nicht so nahe am Perfluss wie beim letzten Mal, mehr in der Stadt. Um 5 Uhr ruft ein englisch sprechender Chinese ganz aufgeregt an, weshalb ich nicht um 4 Uhr am „Northern Gate“ gewesen sei. Ich bin ja manchmal vergesslich, aber mir ist nicht geläufig, dass ich irgendeine Vereinbarung getroffen hätte. Sie würden in einer Viertelstunde im Hotel sein; nun gut, sage ich, sie sollen sich wieder telefonisch melden, sobald sie da seien, wahrscheinlich sei das Ganze ein „misunderstanding“. Es telefoniert tatsächlich wieder nach 10 Minuten; ich gehe runter in die Lobby. Dort wartet ein Chinese, völlig außer sich; ich sei doch „KLAUS“. Er buchstabiert es zwei Mal. Ich käme aus Jena. Nein, ich komme aus Bremen. Was meine Zimmernummer sei – 513 in der Tat. Er suchte aber Klaus Dörre, und den hatte die Rezeption auf Zimmer 513 gelegt. Nun dämmert es ihm, dass er den Falschen alarmiert hatte. Ich gehe ein bisschen raus, und da kommt einer, der richtig deutsch aussieht, und ich tippe auf Klaus Dörre. Richtig, er war es. Ich hätte ihn schon lange mal gesucht, sage ich ihm; mal in Fürth bei Thomas Händel, aber da sei er nach seinem Referat gleich verschwunden. Ich bringe ihn mit dem Chinesen zusammen. Dörre war erst um 2 Uhr hier angekommen und hatte den Termin um vier glatt verschlafen; auch jetzt sei er wegen des Flugs völlig k. o. Er hat ja den Ruf, immer nur auf

Achse und kaum je in Ruhe greifbar zu sein und fürchterlich viel zu arbeiten. Es gibt halt auch noch schlimmere als mich.

Um 18 Uhr 15 gehen alle zusammen Abendessen in einem Restaurant in der Nähe. Scharfes Hunan Food, schmeckt mir gut. Ich hatte ja im Flugzeug nichts gegessen. Ich sitze neben Catrina. Sie hatte einen ganz ähnlichen Eindruck wie ich von dem Besuch bei den Gewerkschaftern in Zhejiang. Ich erzähle ihr von meinem Besuch, den die Cafiu mal so ca 2000 für mich organisiert hatte. Lauter solche nichtssagenden Gespräche. Erfahren hatte ich nur etwas, als ich wegen eines verdorbenen Bauches einen Vormittag im Hotel bleiben musste und mir meine Dolmetscherin erzählte, wie man als Studentin so lebt. Als ich dann noch das reiche Dorf, das wir besichtigten, als nicht repräsentativ qualifiziert hatte, war ich meinen guten Ruf los. In Nanjing hatte ich bei den Studenten auch noch in der Veranstaltung gesagt, ich sehe keinen Unterschied zwischen der „sozialen Marktwirtschaft in Deutschland“ und der „sozialistischen Marktwirtschaft“ in China. Die Studenten jubelten und mein Begleiter Du machte ein versteinertes Gesicht. Catrina will wissen, was es mit der Kampagne „Vom Ich zum Wir“ auf sich gehabt habe. Ich erzähle von meinem Studium in Westberlin 1959/60, vom „Verbringungsverbot“ (dass man eigentlich keine östlichen Bücher und Schallplatten einführen durfte), wie man die Kontrollen umging, indem man mit der S-Bahn bis tief in die Westsektoren hinein fuhr usw. Der Rote Großvater erzählt; auch jene Szene in der TH Stuttgart, wo ich von meiner Russisch-Lehrerin eine Prawda erst erhielt, als sie sie zunächst zusammengeknüllt hatte; die „verbotene Zeitung“ sollte als Papier aussehen, in das die Lehrerin ihr Vesperbrot eingewickelt hatte. Ihre Vorgängerin, die wie sie als Slawistin eine Genehmigung zum Bezug der Prawda hatte, war wegen Verbreitung dieses geistigen Giftstoffes entlassen worden. So war das in den fünfziger Jahren bei uns.

Boy Lüthje kommt dazu und erzählt vom Klima in Guangzhou. Er ist als „Beobachter“ bei der Tagung. Die Tagung mit dem Übersetzungsbüro und der Luxemburg-Stiftung fand er wenig Ertrag bringend. Nach meiner Einschätzung war sie auch nicht schlechter als andere.

Im Hotel war kein Bier aufzutreiben, nur ein „Red Bull“, aber der ist nicht gerade das Richtige zum Einschlafen.

## **Freitag, 18. Mai**

Um 7 Uhr 30 trifft man sich im Foyer des Hotels, das angeblich kein Frühstück anbietet; im angrenzenden Raum lassen es sich aber viele Leute schmecken; es gibt aber wohl nur chinesisches Frühstück. Ich habe mir schon vorher einen Nescafé gemacht und ein bisschen Gebäck gegessen; sicher ist sicher. Im Tagungsort, etwa eine Viertelstunde zu Fuß entfernt, gibt es tatsächlich so was wie Frühstück mit Kaffee.

Insgesamt hat die Tagung ca. 60 Teilnehmer, von denen eine beträchtliche Anzahl (vielleicht 30) unter den Rednern ist. Jeder hat nur 15 Minuten Redezeit. Da muss man manches nicht nur zeitlich, sondern auch inhaltlich verkürzen. Außerdem bekommt man am Vormittag vielleicht 10 bis 12 Referate zu hören, deren (verbliebenen) Informationsgehalt man schwer ausschöpfen kann. Dasselbe wiederholt sich dann am Nachmittag. Der Raum ist zwar angenehm klimatisiert, aber man ist trotzdem den ganzen Tag irgendwie eingesperrt. Zwei Tage kann man das ertragen, aber dann würden sich unwiderstehliche Fluchreflexe einstellen. Ich sage das auch Catrina, der bei dieser Dramaturgie selbst auch nicht so recht wohl ist. Für mich erscheint es irgendwie wie zwei verlorene Tage. Wenigstens führt man ein paar Gespräche.

Klaus Dörre kommt unter meinen Schirm (weil er keinen mitgekriegt hat), am Ende sind wir beide nass. Er hat gestern ein interessantes Gespräch mit der Regionalentwicklungsbehörde geführt. Sie sind nicht mehr auf Wachstum fixiert, sondern auf „well-being“, wozu eben auch eine gute Umwelt, ein kulturelles Angebot usw. gehört. Mit dem Einkommen steige die Zufriedenheit, ehe dann eine Art Sättigung eintrete; von einem bestimmten Niveau an steige die Zufriedenheit auch bei verbessertem Einkommen nicht mehr an. Klaus ist einigermaßen beeindruckt, weil er von einer reinen Wachstumsorientierung ausging; er ist zum ersten Mal in China. Ähnlich positiv der Eindruck bei Stephanie Geyer vom DGB, die dort für Studenten zuständig ist und die mir beim Abendessen erzählt, dass sie in der Neuen Züricher Zeitung sehr viel mehr über China als in unserer Presse gefunden habe. Übrigens bringt auch die „Junge Welt“ hier nicht übermäßig viel.

Die Tagung wird trotz der Überfülle zeitlich dadurch verkürzt, weil man um 4 Uhr zur lokalen Gewerkschaft geht. Dort werden drei Referate gehalten, alle auf Chinesisch mit improvisierter englischer Übersetzung. Letztere lässt in der Regel keinen roten Faden erkennen und enthält

Nonsens-Sätze. Ich werde so müde, dass ich richtig mit dem Einschlafen kämpfen muss. Das passt so richtig zu einem wenig produktiven Tag. Man kann eben als Tagungsteilnehmer nicht über sein eigenes Verhalten bestimmen; da ist so ein Aufenthalt als Gastprofessor wie in Beijing das wahre Paradies. Ich muss in Zukunft ernsthaft daran denken, bei solchen Gelegenheiten einen Computer mitzunehmen; da kann man dann unter dem Vorwand des eigenen Mitschreibens irgendeinen Text verfassen oder im Internet surfen.

A propos Internet: Jochen Homburg nennt mir bei einem Gespräch am Rande eine Menge Probleme, die Facebook & Co sowie Videokonferenzen per Skype im Betrieb aufwerfen. Es spricht wirklich einiges dafür, dass ich mein „Internet und Arbeitsrecht“ erweitere und neu herausbringe. Er will mir im Übrigen einen Gutachtenauftrag für den Betriebsrat MAN vermitteln, was eigentlich recht erfreulich ist.

Nach den drei sinnlosen Referaten gibt es eine Besichtigung im Gewerkschaftsmuseum. Viele Bilder aus der Frühzeit der Gewerkschaftsbewegung von Anfang des 20. Jahrhunderts bis 1927, als die Guomintang den Kantoner Aufstand blutig niederschlug. Einiges dann auch aus der Zeit nach 1945 mit Bildern von Stalin und dem jungen Mao. Die Führung wird vom Gewerkschaftsvorsitzenden Chen selbst durchgeführt und dann sofort ins Englische übersetzt; es ist immer von „Chairman Chen“ die Rede. Dass er dies selbst macht, ist eine große Freundlichkeit.

Beim Abendessen langes Gespräch mit Anita Chan über Vietnam. Sie kommt zu der Konferenz, die Ingrid Artus im Oktober in Nürnberg veranstaltet. Zu meiner Freude deckt sich ihre kritische Einschätzung mit der meinen; sie sieht insbesondere Druck seitens der taiwanesischen Investoren, denen die Streiks ein Dorn im Auge sind. Die neuesten Entwürfe zum Arbeitsgesetz und zum Gewerkschaftsgesetz sind ihr nicht bekannt. Ich erzähle ihr den Stand von Mitte März und sie ist über die Regeln zum Streik und zu den Überstunden einigermaßen entsetzt. Sie hätte gerne den neuesten Entwurf; ich habe ihn wohl nur in schriftlicher Form zu Hause, nicht als Datei. Will ihn ihr aber schicken.

### **Samstag, 19. Mai**

Ich sitze so ab 10 Uhr abends in der Lounge, die KLM und China Southern gemeinsam betreiben. Sie ist um einiges komfortabler als ihr Frankfurter Pendant; wie als ob sie es geahnt

hätten, bekomme ich auch gleich einen Fragebogen zum Ausfüllen, in dem ich meine Meinung zum Ausdruck bringen soll.

Der heutige Tag war irgendwie sehr viel besser als der gestrige. Das Muster und die Redezeit waren natürlich identisch, aber ich bin – auch dank meiner beiden Beiträge – mit sehr viel mehr Amerikanern ins Gespräch gekommen. Stefanie Geyer wollte nicht den „Respondent“ bei der letzten Runde machen, bei der es um Gewerkschaftsstrategie ging. Sie hat sich gefreut, dass ich das übernommen habe, und auf diese Weise hatte ich neben dem Referat über die im Grunde nicht so schrecklich interessante EU-Richtlinie noch die Gelegenheit, ein paar grundsätzliche Dinge zu sagen. Eigentlich erstaunlich, dass ich nicht von vorne herein zwei Beiträge hatte.

Bei der EU-Richtlinie legte ich den Schwerpunkt auf die Implementationsproblematik; eine unabhängige Arbeitsaufsicht müsse von den zu Kontrollierenden örtlich und sozial möglichst weit entfernt sein. Genau dies sei in Guangdong gemacht worden, wurde in der Diskussion gesagt. Freut einen irgendwie. Nicht nur beim Richterrecht gibt es plötzlich „Parallelerfindungen“.

Beim zweiten Beitrag wurde ich verschiedene Thesen los, u. a. die, dass man zwischen ersetzbaren und nicht ersetzbaren Arbeitskräften unterscheiden müsse. Außerdem sei es sinnlos, nur eine Form prekärer Arbeit zu bekämpfen, weil die Arbeitgeber dann eben auf eine andere Form ausweichen. Das gilt selbstredend auch für die in China diskutierte 20-Prozent-Quote für die Leiharbeit; dann wird eben auch dort auf Werkverträge ausgewichen.

Intensiv der Austausch mit Pablo Alvarado aus Los Angeles beim Abendessen, erst Englisch, dann Spanisch, was sehr gut ging. Es ist halt nicht die Sprache des Imperialismus... Er organisiert die „dayworkers“ in den Südstaaten der USA, also die Tagelöhner. Ungefähr 100.000 Mitglieder hat seine Organisation. Sie ist als Netzwerk aufgebaut, jede örtliche Gruppe von ca. 100 Mitgliedern hat ihren Ansprechpartner. Sie machen öffentliche Aktionen, auch mal Streiks; Einzelheiten lassen sich auf die Schnelle nicht rauskriegen. Man arbeitet mit den „offiziellen“ Gewerkschaften durchaus gut zusammen, unterstützt sie und wird von ihnen unterstützt. Alle sind Latinos; er gab mir eine kleine Broschüre mit nützlichen Tipps für day workers, was man macht, wenn der Lohn nicht bezahlt wird oder die Polizei auftaucht; die meisten day worker sind illegale Einwanderer in den USA ohne Papiere. Ich erzähle ihm, dass

diejenigen, die das Arbeitsrecht aus Arbeitnehmersicht betreiben, gleichfalls netzförmig organisiert sind. Man gehört dazu, auch wenn man nicht alle Ansichten der übrigen teilt; man hat keinen Oberhäuptling, was den Zusammenhalt stärkt, weil es keine Unterhäuptlinge gibt, die sich ärgern, dass sie nicht auch Oberhäuptling sind. Deshalb hat es ja auch in den Jahren seit 1989 bei uns kaum Aderlass gegeben; dass einer zur Gegenseite übergelaufen wäre, ist praktisch nicht vorgekommen. Natürlich hapert es mit dem Nachwuchs, aber im Vergleich mit der Halbierung der gewerkschaftlichen Mitgliederzahlen stehen die Juristen sehr gut da.

Wir tauschen uns über Lateinamerika aus; Maduro wird in Venezuela als Vizepräsident kandidieren und damit Nachfolger von Chavez werden. Pablo findet die bolivianische Verfassung besonders gut; dort ist der Umweltschutz mit „Pacha terra“, d. h. auf Ketchua mit dem Schutz von „Mutter Erde“ umschrieben. Es sei überhaupt toll, dass die Verfassung gleichermaßen auf Spanisch wie auf Ketchua gelte. Evo Morales und seinem Projekt müsse es gut gehen, sage ich, denn unsere Zeitungen hätten schon lange nichts mehr über Bolivien berichtet, und da sie immer nur Schlechtes schreiben, ist wohl alles im grünen Bereich. Die Logik macht ihm ersichtlich Spaß; ich solle ihn unbedingt mal in Los Angeles besuchen.

Fred Feinstein war unter Clinton im National Labour Relations Board; die Republikaner haben ihn rausgeschmissen; jetzt berät er Gewerkschaften und ist Prof. an der Uni von Maryland. Evans stellt ein Projekt über den informellen Sektor vor. Das interessiert mich wegen der „Principles of Labour Law“. Er hat alle aufgefordert, mit neuen Ideen zu kommen und ihn auch zu kritisieren. Ich frage ihn in der Pause, ob er auch ein Papier, nicht nur die Power Point Präsentation habe, ich würde das gerne durchschauen, aber er beißt nicht so recht an. Über Bolsa Familia in Brasilien ist er gut informiert; es überrascht ihn allerdings, dass ich das Programm auch als „Herausholen“ aus der Informalität qualifiziere.

Zwei Chinesinnen sprechen mich an und wollen unbedingt englische Literatur zum deutschen Arbeitsrecht. Eine hat mein chinesisches Büchlein gelesen und fand es höchst interessant. Was es denn sonst noch gebe? Ich erinnere mich, dass das (völlig einfallslose) Lehrbuch von Dütz ins Chinesische übersetzt wurde. Eine erinnert sich; sie habe es mal gesehen und darin herum gelesen, aber es sei so kompliziert, dass man es nicht lesen könne. Das ist Wasser auf meine Mühlen. Der „Dütz“ ist für unsere Verhältnisse überhaupt nicht kompliziert, aber er schreibt eben den deutschen Stil mit Schachtelsätzen, und das klingt im Chinesischen schrecklich. Deshalb habe ich auch meist mit Hauptsätzen gearbeitet, denn das Chinesische

entspricht unserer Unterschichtssprache. Ich verspreche, mich zu Hause am Computer mal nach Literatur umzusehen. Die eine, die mein Buch gelesen hat, möchte gerne Deutsch lernen, aber bis sie juristische Literatur liest, wird es noch dauern.

Nur Gelegenheit zu einem kurzen Gespräch mit Dörre; er ist sehr an meinen Erlebnissen mit Vietnam und China interessiert. Ich werde ihm einige Texte schicken.

Catrina ist abgereist, ohne sich zu verabschieden, eigentlich komisch, da ich immer bei der Gruppe war. Yan Yu hat mit einer chinesischen Studentin vereinbart, dass sie um halb sieben in das Hotel kommt und dann mit mir zum Restaurant und anschließend zurück ins Hotel geht und mich dann in ein Taxi setzt. Sie ist höchst bemüht, auch wenn die Verständigung manchmal schwierig ist. Sie will wissen, ob ich Kinder habe, ich sage in durchaus klar artikuliertem Englisch „one son, one daughter“. „Two sons?“ ist die Antwort. Wiederholung des Ganzen, keine Verständigung möglich. Ich sage „yi erzi“ und „yi nü-er“, was wohl klarer als mein Englisch klingt. Jedenfalls versteht sie und wundert sich über meine chinesischen Brocken. Wir reden dann aber doch über alles Mögliche aus dem Alltag auf Englisch, am Ende meint sie, ich sei ein sehr freundlicher Großvater. Ich werde an sie noch mein Handy los, das ich von der Ebert-Stiftung bekommen habe; es soll per Post nach Shanghai geschickt werden, weil niemand von der Stiftung mehr da ist.

Die Taxifahrt zum Flughafen geht schnell und war in gut einer halben Stunde erledigt. Am Flughafen wartet dann ein „Gepäckbeförderer“ mit einem kleinen Wagen, der auch weiß, wo der KLM-Schalter ist. Man muss aber 30 Yuan bezahlen, allerdings nicht bei ihm, sondern bei einer Kasse. Er marschiert dann in einem Tempo los, das an Dauerlauf erinnert. Wir stehen kurz bei „Economy“ an, werden dort aber anders als bei uns nicht abgefertigt, sondern an „Business“ verwiesen. Ich gebe dem Transporteur noch 20 Yuan extra, was ihm ersichtlich Freude macht.